



Die aus Wellpappe geschnittene Skulptur „Schatten – Rosen – Schatten“ materialisiert die Schallwellen des gleichnamigen Gedichts von Ingeborg Bachmann.

Foto: Gesellschaft für Christliche Kunst

Die Schallwellen eines Gedichts

Die Doppelausstellung „Tritt vorsichtig auf, denn du trittst auf meine Träume“ in der Gesellschaft für christliche Kunst

Es riecht intensiv nach Bienenwachs, wenn man die Galerie der Deutschen Gesellschaft für Christliche Kunst in der Finkenstraße betritt. Der Boden vor der Eingangsfront ist mit hunderten größeren und kleineren Wachs-Trümmern belegt. Doch nicht Beuys war hier am Werk, sondern die Zürcher Künstlerin Andrea Wolfensberger.

Ihre Installation „Wachstum“, angesichts derer man an den Künstler-Übervater des 20.

Jahrhunderts denken muss, ist so konzeptuell wie sinnlich: Sie goss das Wachs in Bottiche und zerschlug es nach dem Erhärten mit der Axt. Jeder Brocken sieht anders aus, aber alle haben Hieb- und Bruchkanten, so dass sie an Keile aus der Steinzeit erinnern.

„Wachstum“ ist Teil der Doppelausstellung „Tritt vorsichtig auf, denn du trittst auf meine Träume“, die Andrea Wolfensberger mit der Hamburger Künstlerin Bettina Khano erarbeitet hat. Die beiden haben eine Zeile aus einem Gedicht des Iren William Butler Yeats als Motto gewählt, weil sie die Stimmung der gemeinsamen Präsentation einfängt.

Khano schuf die raumprägende Installation „A01 – 802 (Vorhang)“: Hellrote transpa-

rente Lamellen aus PVC, die vor der raumhohen Fensterfront zum Innenhof wie ein Filter wirken und den ganzen Raum in warmes Licht tauchen. Mitendrinnen steht eine fast monumentale und dennoch filigrane wirkende Skulptur aus geschnittener Wellpappe von Wolfensberger: „Schatten – Rosen – Schatten“ materialisiert die Schallwellen des gleichnamigen Gedichts von Ingeborg Bachmann.

Eine in Sekundenbruchteilen erstarrte Klangspirale, die im rötlichen Schimmer fast wieder in Bewegung zu geraten scheint. Zu einer zweifachen gegenläufigen Wellenbewegung wiederum ist der Sound des Verses „Wunsch“ von Hanane Aad auf kreisrunder Fläche eingeebnet.

Die Institution, die solch leise, transzendente, nicht im ersten Moment eingängige Kunst fördert, feiert heuer ihr 125-jähriges Bestehen: 1893 wurde die Deutsche Gesellschaft für Christliche Kunst als katholische Institution gegründet, um „den Dialog zwischen Kunst und Theologie“ anzuregen. Sie bewegt sich „auf dem Feld von Kunst und Religion auf Grundlage des christlichen Glaubens, um einer „im christlichen Geist entstandenen Kunst Geltung zu verschaffen“.

Heute hat der Verein rund 360 Mitglieder, von denen mehr als die Hälfte künstlerisch tätig ist. Er wirkt überkonfessionell und fördert „zeitgenössische Kunst im christlichen Kontext“. Seit 1921 residiert sie am jetzigen Standort,

als 2016 die neue Siemens-Zentrale eröffnet wurde, entstanden auch die Räume der DG neu.

In einer Zeit, in der auch Kunst schnelllebig und profitorientiert ist, bietet die DG-Galerie Künstlern eine Oase „jenseits der Marktorientierung“, erklärt Kuratorin Benita Meißner. In den Ausstellungen stehen Fragen zur „menschlichen Existenz im Mittelpunkt“, der „christliche Lebensraum“ ist dabei der sehr weit gefasste Kontext. Was heißt: Man muss kein Kirchenmitglied sein, um hier auszustellen. Kritische Reflexion von Glaube, Religion, Kirche ist erwünscht – ebenso der Austausch mit anderen Religionen. Söders Kreuz-Verordnung sieht Meißner dementsprechend kritisch. Der Ver-

such, das christliche Symbol politisch zu instrumentalisieren, ärgert sie: „So angewandt, grenzt das Kreuz doch ab, sperrt aus.“

Das ist das Gegenteil dessen, wie Meißner die Aufgabe der Galerie definiert. Sie will alle hereinholen in den großzügigen Kunst-Raum: Mit Ansagen wie „Fürchtet euch (nicht)!“ oder „Art is a Doctor“ – so die Titel zweier Ausstellungen 2017. Aber auch mit Aktionen wie „Wäsche“, für die das Künstlerduo Empfangshalle Ende 2016 die Wäsche von Obdachlosen wusch. Und jetzt eben mit dem Duft von Bienenwachs.

Roberta de Righi

Finkenstraße 4, bis 23. Juni, Di – Fr 12 bis 18 Uhr; an Feiertagen geschlossen

KULTUR kompakt

► Vom „Tatort“ an die Kammerspiele

MÜNCHEN Die Schauspielerin und Fernsehmittlerin Eva Löbau (46) will neben ihrer Rolle als „Tatort“-Kommissarin weiter auf der Theaterbühne stehen. „Mein Herz gehört dem Fernsehen und dem Theater gleichermaßen. Ich finde es spannend, beide Felder bespielen zu können“, sagte sie. In der im Herbst beginnenden neuen Spielzeit werde sie dem Ensemble der Münchner Kammerspiele angehören. Zudem drehe sie im Schwarzwald weitere „Tatort“-Episoden. „Ich habe mich bewusst für dieses Doppelspiel entschieden, weil mir beides große Freude macht.“ Löbau ist Ermittlerin der ARD-Krimireihe an der Seite von Hans-Jochen Wagner (49). Sonntagabend wurde im Ersten ihr zweiter Fall gezeigt.



Eva Löbau. Foto: Patrick Seeger/dpa

► Fernsehpreis für Kerkeling

MÜNCHEN Der Komiker, Entertainer und Autor Hape Kerkeling (53) wird mit dem Bayerischen Fernsehpreis geehrt. Er erhält die Auszeichnung in der Kategorie Ehrenpreis des Bayerischen Ministerpräsidenten. Damit wolle man Kerkelings Multitalent würdigen, teilte Bayerns Ministerpräsident Markus Söder (CSU) am Montag in München mit. An diesem Freitag werden die Bayerischen Fernsehpreise in einer festlichen TV-Gala im Münchner Prinzregententheater überreicht. Die Gala wird von Barbara Schöneberger moderiert. Söder würdigte Wandlungsfähigkeit und Vielseitigkeit seines Ehrenpreisträgers. „Hape Kerkeling ist einer der ganz großen Humoristen der Gegenwart. Ob als Politiker oder Königin, Hape Kerkeling bringt uns mit großem schauspielerischen Talent und feinem Humor zum Schmunzeln“, sagte Söder laut Mitteilung. „Den Menschen Kerkeling zeigt er uns in der Beschreibung seiner Pilgerreise und stellt damit abermals seine vielen verschiedenen Facetten unter Beweis.“



Der Entertainer Hape Kerkeling
Foto: Guido Kirchner/dpa

Wilder Ritt in die Apokalypse

In Andrej Platonows „Tschewengur“ hungern die Menschen dem Kommunismus entgegen. Von Stalin sofort verboten, liest sich der Roman heute brandfrisch

Nach dem Schaufeln der Proletarier am eigenen Massengrab in der kommunistischen Baugrube jetzt eine Reise nach Tschewengur. Die Bolschewiken liquidieren hier für das klassenlose Paradies erstmal alle Bürgerlichen. Wie wunderbar, dass Suhrkamp ein Jahr nach der „Baugrube“ auch „Tschewengur“, das zweite Hauptwerk von Andrej Platonow (1899-1951) aus dem postrevolutionären Russland der 20er Jahre, neu herausgebracht hat.

Die im Untertitel angekündigte „Wanderung mit offenem Herzen“ ist ein wilder, immer wieder hypnotisch anziehender, genauso witziger wie Grauen erregender literarischer Ritt an der Seite mythisch verkörperter Paradiessucher – mitten hinein in die Apokalypse. Kopjonkin, ein Don Quichotte im Gefolge der Oktoberrevolution, absolviert ihn auf seinem Pferd namens Proletarische Kraft und verzehrt sich unterwegs vor zärtlicher, zwangsläufig unerwidelter Liebe zu Rosa Luxemburg.

Er weiß genau, dass die Revolutionärin im fernen Berlin ermordet ist und spürt doch unvermindert sowie als einziger in Platonows wundersamem Universum auch körperlich „heiße Sehnsucht“. Auf dem Weg nach Tschewengur,

wo der Kommunismus schon komplett verwirklicht sein soll, treibt Kopjonkin den Gaul jeden Morgen mit dem Kommando „Rosa“ an, er „benedict die Wolken, die in Richtung Deutschland fortzogen, sie würden über Rosas Grab hinweggehen“.

Der Spaß am nächsten unendlich vielen grotesk satirischen Volltreffer gefriert blitzschnell, wenn überganglos und im selben lapidaren Ton vom Hungertod eines Kindes zu lesen ist, das die Eltern keineswegs betrauern. Niemand trauert hier um Tote oder freut sich über Neugeborene, außer den Heuchlern.

Ein Überlebender empfindet allenfalls Neid, denn er hat es im Diesseits weniger gut: „In seinem Wanst schmort seit drei Tagen eine halbe Kartoffel.“ Voll innerem Schwung, Optimismus und mit feinen persönlichen Eigenschaften ausgestattet sind bei Platonow dagegen Lokomotiven als metallene Verheißung der strahlenden Zukunft. Tiere und sogar Bastschuhe entfalten ein reiches Gefühlsleben, während die Menschen in starrer Hoffnung auf Erlösung durch den Sozialismus und möglichst auch gleich das kommunistische Paradies gefangen sind. Dass auch die erfundene Stadt



So löblich stellte sich Stalin die Kunst in der Sowjetunion vor, die Romane von Platonow aber hasste er und ließ sie verbieten.

Foto: vi

Tschewengur diese Verheißung alles andere als erfüllt, enthüllt sich Kopjonkin und seinem jungen Gefährten Sascha Dwanow wiederum durch den Tod eines Kindes.

Natürlich durfte der 1927/28 geschriebene Roman unter Stalin genauso wenig erscheinen wie die zwei Jahre später geschriebene und nicht minder apokalyptische „Baugrube“. Hier machte sich Platonow die bolschewistische Apparatschik- und Propagandasprache zu eigen und wendete sie als Geschichtenerzähler genial gegen ihre grenzenlose Verlogenheit.

In „Tschewengur“ verblüfft und fesselt die bruchlose Verknüpfung von altertümlich religiösen mit zeitlos utopischen Heilsmotiven sowie zugleich absurd komischen mit gnadenlos realistischen Schilderungen

des Jetzt. In der glänzenden Übersetzung von Renate Reschke (nach der Erstveröffentlichung 1990 neu überarbeitet) gibt es kaum eine Seite ohne sprachlich überraschende, oft rätselhafte, auch bei furchterlichem Inhalt lyrisch schöne Sätze, die man nicht nur einmal lesen möchte.

Hilfreich für die nicht ganz leichtgängige Lektüre ist der Abdruck eines Gesprächs über den Roman zwischen dem hingebungsvollen Platonow-Fan Ingo Schulze und seinem nicht minder begeisterten Kollegen Dzevad Karahasan aus Bosnien nebst einem Nachwort des Platonow-Biografen Hans Günther.

Thomas Borchert

Andrej Platonow: „Tschewengur – Die Wanderung mit offenem Herzen“ (Suhrkamp, 581 Seiten, 32 Euro)